

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925**

25.12.1925 (No. 52)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 52  25. Dez. 1925

## Drei alte Wiegenlieder der Mutter des Heilands

(wie solche in den Christnächten des 15. und 16. Jahrhunderts gesungen wurden).

Aus dem Lateinischen neudeutsch gegeben von Richard Zoosmann.

### 1. Dormi, Jesu! Mater ridet . . .

Jesu, schlaf! Die Mutter lächelt,  
Wenn dich Schlummer süß umfächelt,  
Schlafs, Jesu, lieb und fromm!  
Schläfst du nicht, der Mutter rinnen  
Dann die Tränen, die beim Spinnen  
Singend betet: „Schlummer Komm!“

### 2. Dum Virgo vagientem . . .

Und sieht die Jungfrau wieder  
Den Schlaf die müden Lider  
Des Söhnleins fliehn, singt leise  
Sie diese Schlummerweise:  
O schlafs, mein  
Jesulein!

O Lamm, Ziel heißen Strebens,  
O Leben, Stern des Lebens,  
O Blümlein, herzenssprossen,  
O Demant, glanzumfloffen,  
O schlafs, mein  
Jesulein!

O Gerecht, o du Knabe,  
O honigsüße Gabe,

O du glückselige Quelle,  
Du Morgenrot voll Helle,  
O schlafs, mein  
Lieb Jesulein!  
  
Des Ochseins tiefes Brummen,  
Des Esels helleres Summen.  
Mit mir zudritt sie stehen  
Im Chor: Laß, Schlaf, dich sehen,  
O schlafs, mein  
Lieb Jesulein!

Soll Himmelsduft dir fächeln?  
Soll Liebe dich umlächeln?  
Soll dir Gesang erklingen?  
Horch, horch, die Engel singen:  
O schlafs, mein  
Lieb Jesulein!

### 3. Dormi, Fili, dormi! Mater . . .

Schlafs, Söhnlein, schlaf! Die Mutter  
Singt's dem eingebornen Sohn.  
Schlafs, Knabe, schlaf! Der Vater  
Singt es auch dem Kleinen schon.  
Tausend süße Lieder singen wir,  
Tausend, tausend, tausendfach.

Was du magst, will ich dir geben,  
Schlafs, schließ die Neugelein!  
Schlaf, Kind, schlafs, Lust und Leben  
Bist der Mutter du allein.  
Tausend süße Lieder singen wir,  
Tausend, tausend, tausendfach.

Hab dein Bettlein dir gerichtet,  
Schlafs, schlaf, mein holder Sohn,  
Weiches Heu darauf geschichtet,  
Schlaf, Liebseelchen, schlafs schon.  
Tausend süße Lieder singen wir,  
Tausend, tausend, tausendfach.

Nichts, was fehlet, Rosen viele,  
Veilchen auch aufs Stroh ich streu,  
Hyazinthen auf die Diele,  
Lilien auf das Krippenheu.  
Tausend süße Lieder singen wir,  
Tausend, tausend, tausendfach.

Willst Musik du hören? Schnelle  
Auf die Hirten ich heran.  
Keinen gib's, der sonst so helle  
Und so lieblich singen kann.  
Tausend süße Lieder singen wir,  
Tausend, tausend, tausendfach.



## Paul Wittko / Weihnachten in der deutschen Malerei.

Die deutsche Kunst, in ihrem tiefsten Wesen fromm und zart empfindend, ist so recht der Spiegel deutschen Volksgefühls. Von jeher schöpft sie mit Vorliebe aus dem unergründlichen Born biblischer Verehrungswürdigkeit. Wir sehen die deutsche Malerei auf dem Wege ihres Werdens, wenn wir ihre Darstellung der Weihnacht durch die Jahrhunderte verfolgen. Die ersten eigentlich künstlerischen Versuche in Deutschland begannen im 14. Jahrhundert. Die älteste Gruppe deutscher Maler wirkte am Hofe Kaiser Karls IV. im damals reindeutschen Prag, eine zweite in der Bischofsstadt Köln, im bürgerlich gewerblustigen Nürnberg eine dritte. Der Kölner Meister der Mitte des 14. Jahrhunderts, dessen fünfteiliges Altarbild im Wallraf-Richardus-Museum zu Köln hängt, trennt im ersten Bilde durch einen Bodenstreif die Verkündigung an die Hirten von der Geburt Christi. Im unteren Felde dieses Bildes herzt die junge Mutter das Knäblein. Joseph aber schläft! Noch weiß der Maler nicht die zeitliche Gleichheit des Geschehens miteinander zu verbinden; noch erfährt der Raum keine Andeutung. Doch wach ein Lebenskenner war dieser Meister! Zur gleichen Zeit malte ein Erfurter Meister. Er hat schon ein gewisses Raumgefühl, fügt die Figuren, wenn auch nicht in eine Hütte, so doch unter einen einigenden Bogen und erreicht dadurch einen Zusammenhang der Maria mit dem freundlich lächelnden Joseph und Ochs und Esel an der Krippe. — Zur Prager Schule gehört das Tafelgemälde im Zisterzienserkloster des deutschen Städtchens Hohenfurth in Böhmen. Hier steht Marias Lagerstatt unter einem von vier Pfählen getragenen Dache. Der erste Schritt also ist geschehen zur Wirklichkeitsübertragung des Raumes, von der der Nürnberger Meister des Tucherischen Altars in der dortigen Frauenkirche (1385), der einen damaszinierten Goldgrund für alles Geschehen wählt, noch keine Ahnung hat. — Auf des Hamburger Meisters Bertram Grabower Altarbild aus dem Jahre 1379 (in der Hamburger Kunsthalle), das, wunderbarlich genug, manchen Modernen zu platter Nachahmung vom frühen Meister noch nicht bewältigter Neukerlichkeiten verlockt, erhebt sich ein schief gestelltes Hüttdach. Doch es umschließt nicht Maria. Der Meister, der ohne Beziehung mit der Kunst seiner Zeit schuf, sah noch rein flüchtig, formte willkürlich die menschlichen Glieder und Gewänder, erreicht aber doch mit der stillen Größe seiner Herzensinnigkeit mehr Naturwahrheit, als der in allem Technischen ihm weit überlegene, durch die italienische Schule gelangene Meister von Hohenfurth. Bertrams um zehn Jahre jüngeres Buxtehuder Altarbild (auch in der Hamburger Kunsthalle), verrät dagegen des Meisters inzwischen zurückgelegte Italienreise. Innere Geschlossenheit in der Raumbildung hat er jetzt erreicht. Die Hütte hat Wände erhalten, die Figuren haben natürliche Haltung und Leben.

Sing Bertram noch ganz primitiv an der dürftigen Vorstellungsmelt des Evangelisten, so offenbar bewunderungswürdige eigene Schöpferkraft der Hamburger Meister Franke, dessen gleichfalls in der Hamburger Kunsthalle aufbewahrtes, leider nur in Bruchstücken erhaltenes Altarwerk bereits aus dem 15. Jahrhundert, aus dem Jahre 1424 stammt. Zum ersten Male ist Joseph, als der Weihe der Nacht unzutraglich, ausgeschaltet. Das Bild ist ein Hymnus jauchzender Allseligkeit von der Botschaft des Heils. — Der wohl nur wenig jüngere Schwabe Hans Multscher läßt auf seinem Altarbild (in Berlin) eine Doppelreihe derber Volksgestalten das Wunder der heiligen Nacht beinaunen, das sich an einem betagten Weihe vollzieht, in einer Umwelt, die ähnlich ist der auf Bertrams zweitem Werke, doch mit plastischem Verständnis für Körperbewegungen. — Etwa gleichzeitig malte der Kölner Meister Stephan Lochner (gest. 1451) die Geburt Christi (in Altenburg befindlich). Sein Tafelbild erinnert an Franke in der Innigkeit der ihr Kind anbetenden jungfräulichen Madonna, und an Bertrams primitive Hütte. Ueber allem Bewerke wichtig ist diesem Meister der Mensch, den er mit bestem Gelingen als alle seine Vorgänger lebhaft gestaltet. — Der Meister des Sterzinger Altars gehört zu Multschers Schule. — Der unter niederländischen Einflüssen stehende Kölner Meister der Verherrlichung Mariens gruppiert in seinem Gemälde der Geburt Christi (in Berlin) zwischen Maria und Joseph eine dicht gedrängte Engelschar, erbaut im Hintergrunde der armen Hütte die stattlichen Paläste einer von Menschen belebten Straße in stolzer (deutscher!) Stadt mit Ausblick auf einen schifftragenden Strom. — Das Altarbild des Meisters vom westfälischen Kloster Liesborn (1465) ist leider zerstückelt worden. Das Landesmuseum in Münster besitzt ein Bruchstück seiner Geburt Christi. — Friedrich Herlin macht auf dem etwa zur gleichen Zeit entstandenen Geburtsbilde des Hochaltars in der Georgskirche zu Nördlingen Maria zu einer schwarzlockigen Jüdin und entfernt Joseph von Mutter und Kind durch eine Säule der Stallruine. Seinem Bopfinger Altarbild (1472) fügt er ein paar teilnahmsvolle Begleiterinnen Marias hinzu. — Auch Johannes Plendenwurf (im Germanischen Museum zu Nürnberg) hält sich, wie die letzten drei Meister, an niederländische Vorbilder, aber gestaltet in seinem Landauer Altar gefälliger, harmonischer wie Herlin und gar als der Meister des nur zehn Jahre zuvor entstandenen Tucheraltars.

Der berühmte Martin Schongauer erhebt sich in der Erfindung nicht über die Befangenheit der meisten seiner Zeitgenossen, überragt sie aber durch ein höheres künstlerisches Bewußtsein

in der Anordnung. Seine junge Gottesmutter (im Museum zu Kolmar im deutschen Elsaß) atmet die irdische Lust am seligen Vorgang. Er entfaltet die Pracht des deutschen Waldes, stellt, wie Berlin, an den Himmelsrand eine deutsche Stadt, entbietet freudestrahlend herbeigeeilte, ehrfürchtvoll sich neigende Hirten in verschliffenen deutschen Mitteln. Sein Weihnachtsbild ist ein inbrünstiges Bekenntnis des Mutteraltars.

Auf Bartholomäus Zeitbloms Altarbild in Bingen bei Sigmaringen (1490) herrscht nächtliches Dunkel. Die auf Flügeln sich nahenden Engel haben schwingvolle Bewegtheit. Sein Eschacher Altar (1496) übertrifft diesen an Innigkeit und Hoheit der Empfindung sowie an edler Harmonie der Farbenwirkung. Von strenger linearer Komposition ist sein taghelles Altarbild zu Beerberg im Kochertal (1497), das sich jetzt in der Stuttgarter Gemäldesammlung befindet. Ins 16. Jahrhundert bereits fällt Zeitbloms Altar in der Klosterkirche zu Adelberg in Schwaben (1511). Fast genau wiederholt er hier seine früheren Formen, die jedoch weicher geworden sind. Sein Schüler Bernhard Strigel nähert sich schon mehr der Natur, spielt freier mit dem Raum. Seine durch lebenswürdige Einzelheiten bewegte Geburt Christi in der Sigmaringer Gemäldegalerie vollzieht sich in lichter, weilliger deutscher Schneelandschaft, eine zweite im Memminger Rathaus in morgenländischer Nacht. Hans Holbein der Ae. ist noch Gotiker, wie seine Vorgänger, seine Maria noch Nonne, aber die Figuren seines Kaisheimer Altars (in der Münchener Pinakothek) haben doch alle eigenen Charakter.

Dann erscheint Matthias Grünewalds Hienheimer Altar (in Kolmar), das Wunder des 16. Jahrhunderts, eine der höchsten Offenbarungen der deutschen, der gesamten Kunst. Nichts prachtvoll Festliches und zugleich nichts Lieblicheres als seine von einem Engelkonzert umklungene Geburt Christi. Franke und Schongauer sind seine tastenden Vorläufer. Diese holdste Verherrlichung der Mutterfreude ist wundersamste, urdeutsche Paarung von Märchentraum und Wirklichkeit. Ueber dem Garten und der Vogeslandschaft der geöffneten Himmel, der seine Strahlen ergießt über Mutter und Kind. Dazu ein bis dahin in der deutschen Malerei unerhörter Farbenglanz gebrochener, darum illusionistischer Tone. Das schöne Blau des samtigen Marienmantels wird zum Violett, das Violett fließt über in des raschenden Engelkonzertes unwirkliches Rot, das aus dem Dunkelblau der Kapelle blüht. Dieses Musik gewordene göttliche Farbensgewoge ist das Gipfelwerk deutscher Weihnachtsmalerei.

Albrecht Dürers schöpferisch begnadete Kraft, der heimliche Schatz deutschen Gemätes offenbar nicht so sehr sein Baumgärtner-Altar (1503), dessen Mittelbild die Weihnacht darstellt, als in seinem Marienleben. Da tritt Joseph in die Tür des Stalles, als beträten wir mit ihm die heilige Stätte, erfürten uns mit ihm an dem Anblick der seligen Maria und des Knäbleins, als ob uns das musizierende Engelquartett droben das ganze Glück der heiligen Nacht beschert. Und ein andermal (1504) führt er uns zum stillen Häuschen des Zimmermanns, der am Brunnen Wasser schöpft. Der verhärmten fraulichen Maria drinnen im engen Stübchen scheint ein ahnungsvoller Zug des kommenden Leidensweges ihres Knäbleins eigen. Nur zwei Vögelchen sind Zeugen des Begebnisses. Hinter das fränkische Land all in seiner duffigen Annuit.

Auf dem die Geburt Christi darstellenden Seitenbild des großen Hauptwerkes Hans Baldungs, des Hochaltars im Münster zu Freiburg i. Br., eines der herrlichsten Kleinodien oberdeutscher Malerei, geht, wohl zum ersten Male in der deutschen Kunst, das Licht allein vom Kinde aus, das wie heller Mondglanz die Gruppe beleuchtet. Der Ausdruck der Figuren ist von großer Zartheit. Gleiche Schönheit offenbar seine Geburt Christi im Städtischen Institut zu Frankfurt a. M.

Auch Albrecht Altdorfer malte wiederholt die heilige Nacht. Auf seinem Berliner Gemälde lauert im Kellerloch eines zerfallenen Stalles die heilige Familie. Engeln heben auf weihem Rücken das wunderbar unlichtete Christkindlein empor. Im Himmel droben gießt der zu glühender Sonne aufbrandende Stern von Bethlehem unwirdiges Gestimmer auf die Erde. Noch viel mehr romantische Märchenvision ist eine andere Weihnacht von ihm in der Wiener Gemäldegalerie.

Mit diesen letzten vier alten Meistern versiegen in deutschen Landen die schöpferischen Kräfte. Erst im 19. Jahrhundert gibt es wieder eine Geschichte der deutschen Malerei.

Ludwig Richter ist der erste, der im Bilde den Weihnachtsbaum ehrt, aus dessen Zweigen die flackernden Kerzenflämmlein sprühen. Himmlische Heerscharen tragen ihn mit dem blitsauber gebetteten Christkindlein zur Erde hernieder und streuen Früchte auf die fromme Stadt, in der hinter erleuchteten Fenstern Menschenherzen erglänzen in gebefroher Seligkeit. Drunter aber lauert ein paar ärmliche Kinder mutterseelenallein in bitterer Not der Winterkälte. Doch ein andermal befreit er sich von seinem Schmerz an irdischen Glend. Der Untern der Armut weicht dem goldglitzernden Sternenzelt, in das sich stolz die Kirchturmspitze erhebt. Und vom Turm bläst die Stadtkapelle „Ehre sei Gott in der Höhe“ in die heilige Nacht. Die Stadtmusikanten hat Richter



1836 noch einmal, umringt von einer singenden Kinderschar, gezeichnet. Man kann deutsches Wesen nicht tiefer fassen, als Richter es in diesen Weihnachtsbildern tat. Vom „Christmarkt in Dresden“ hat er ein wiesliches Bild festgehalten: Bräutigam und Schwesterchen halten Schornsteinfegerlein aus Schokolade zum Verkaufe feil.

Moritz v. Schwind läßt den „Herrn Winter in der Christnacht“ mit brennendem Lichterbaum durch verschneite trauliche deutsche Altstadt schreiten in langem Sägemantel, sein Bart ist zu Eiszapfen gefroren.

Fris v. Uhdes (zweimal gemaltes) Dreiflügelbild „Die heilige Nacht“ in der Dresdner Galerie (1888/89) unterscheidet sich von den Werken der alten Meister durch seine von allem mystischen Aufwuchs abgewendete schlichte Menschlichkeit. Merkwürdig zart überirdisch und geheimnisvoll wirkt nur der das Haupt der heiligen Mutter umschimmernde seine Glorienschein, der bei den alten Meistern einem handgreiflich harten goldenen Diadem gleicht, und die Doppelbestattung von Mutter und Kind, die doch ganz natürlich kalte Mondhelle mit dem rosigten Gesimner einer Stalllaterne mischt. Aus diesem schönen Werke spricht Uhdes voll erfülltes dichterisches Empfinden von der Allgegenwärtigkeit, der Allmächtigkeit, der Zeitlosigkeit, also auch Heutigkeit Christi. Sein „Heiliger Abend“ (1890, in Baseler Privatbesitz) zeigt in seiner schönsten Winterlandschaft die werdende Gottesmutter wegmüde, abdachtlos auf verschneiter Landstraße, die in wunderbar blauer Dämmerung schimmert. Diesem Bilde entströmt eine tiefe, rührende Andacht vor Menscheneleid. Auf einem freundlichen Familienbilde vereint Uhde drei junge Mädchen um einen Christbaum. Die eine, am Klavier, spielt, die zweite singt, die dritte horcht auf die fromme alte Weise „Stille Nacht, heilige Nacht“. Wir verehren

in Uhde den stärksten Erretter der deutschen religiösen Kunst aus ihrem tiefen Verfall\*).

Hans Thoma hat den 1909 eröffneten Erweiterungsbau der Kunsthalle in Karlsruhe mit elf Christusbildern geschmückt. Das erste, dreiteilige Bild, Verkündigung, Geburt und heilige drei Könige, entfaltet die ganze treuherzige Lieblichkeit des Lukas-evangeliums. Rotgelber Glanz durchstrahlt vom Christuskind aus den Stall, Gottvaters Gnadenantlitz gießt weißblaue Lichtfluten aus den Wolken und allerliebste herzige Englein, von pudriger Grazie, umjubeln das holde Wunder. Es ist ein Meisterwerk kindseliger deutscher Herzenzersetzung.

Walter Firlus „Heilige Nacht“ in der Bremer Kunsthalle wiederholt gefühlsvoll das herrliche Uhde'sche Werk.

Ludwig Dettmann nähert sich in seinem Triptychon in der Galerie zu Venedig mit starkem Temperament monumentaler Größe und Höheit, ohne der zarten, schwärmerischen Keuschheit des deutschen Gefühls zu entraten.

Die neuere und neueste deutsche Malerei hat sich wiederholt bemüht, mit den Mitteln der „Ausdruckskunst“ eine neue, vergeistigte Form für überwirkliches, heiliges Geschehen zu gewinnen, die geistigsten unter den modernsten Malern unter den Fittichen Grünwalds. Eine heilige Nacht von der tiefen Wirkung, die die Werke der großen alten Meister und die Uhdes und Thomas auf unverbildete Gemüter ausüben, hat keiner bisher zu schaffen vermocht.

\*) In der Gausbilderei des Kunstwarts (Georg D. W. Callwey in München) ist eine weihnachtliche Dreimark-Mappe erschienen, die „Des Heilands Verkündigung und Geburt“ im klassischen Bilde darstellt. Wir finden darin neben guten Reproduktionen von Werken Dürers, Kochers, Altdorfers, Müllers und Uhdes solche von Rembrandt, Steinhilber.

## Paul Sättele / Schlaglichter von der Weihnachtsmesse.

### Der Puppentanz.

Die Messbuden des Weihnachtsmarktes stehen dicht gedrängt in der langen Straße vor dem alten Stadtor. Ihre schmalen Bretterbäcker liegen wie Lebkuchen nebeneinander und sondern die tausenderlei Herrlichkeiten darunter gemächlich zu kleinen Warenhäuschen ab, für die Vorübergehenden zum Sehen und Greifen bequem geschichtet. Wo die Straße auf den großen Platz einmündet, auf dem die Karussells, die Schieß- und Schaubuden stehen, hat sich an jeder Seite ein Mann hingestellt, der kleine Puppen an einem Faden tanzen läßt. Wenn man auf die oberste Treppenstufe des Hauses tritt, das an der Ecke des Platzes liegt, kann man die beiden Puppenspieler gleichzeitig beobachten. Jeder von ihnen hat ein Stück schwarzen Stoffes auf den gefrorenen Schnee gelegt und beleuchtet diese kleine Bühne durch zwei Windlichter, die im kalten Nachtwind zucken und flackern. Die zehn Zentimeter großen Puppen tanzen und zappeln auf dieser Freilichtbühne, als wären sie lebend. Es ist immer ein Pärchen, das jeder so vorführt. Rote und blaue Federn stecken in den Holzköpfchen, die Tänzerin trägt ein rotes Papierröschchen. Sonst sind sie bunt bemalt und durch kleine Holzarme und Drähte so verbunden, daß sie auf Lebenszeit unzertrennlich sind und auf Begeiß und Verberß miteinander an dem Faden tanzen müssen. Aber von diesem Faden sieht man nichts. Er geht durch die Dese eines kleinen Bügels, der über den Figuren angebracht ist, und sein eines Ende ist an einer Kiste befestigt, in der die Püppchen zum Verkaufe gehäuft liegen. Das andere Ende des Zwirns aber hat der Mann um seinen Zeigefinger gewickelt, den er unmerklich hin und her bewegt und so die Puppen zum Tanzen bringt. Aber keiner bemerkt dies, nur die kleinen Wesen sind zu sehen, die ihre Verbeugungen, Purzelbäume und Verrenkungen machen auf dem drei Hand breiten schwarzen Tuch, im Scheine der Dellampen.

Während ich so die zwei Tanzmeister und ihre Marionetten betrachte, fällt mir auf, daß sich um den an der linken Straßenseite ein großer Volkshaufe gesammelt hat, der mit Gelächter seine anzüglichen Vieder begleitet, die er mit heiserer Stimme zum Tanz der Puppen singt. Der spitze Fuchskopf auf dem geschmeidigen Körper ist von allen Lastern gezeichnet, seine Verderbtheit springt durch den Zeigefinger auf den Faden über und teilt sich den Puppen mit. Sie tanzen lustern und gemein. Wenn er sie am Schluß jedes Liedes mit einem frivolen Wit auf's Lager sinken läßt, zuckt eine Flamme der Begehrlichkeit über die Gesichter der Zuschauer, und als er jetzt ausdringlich mit den Puppen kommt, kaufen sie alle. Jedes Paar fünfzig Pfennig, mit einer Gemeinheit gratis.

Ich schaue zu dem andern Verkäufer hinüber, der sich rechts der Straße bescheiden neben die Hauswand gestellt hat. Es ist ein weißhaariger Mann mit einem Künstlerkopf, dem man es ansieht, daß er diesen Beruf nur aus Not ausübt. Ein blondes Mädchen begleitet den Tanz auf der Zupfgeige. Sie spielt Volkslieder oder greift Akkorde, wobei sie starr geradeaus sieht, über die Köpfe der Menschen hinweg, die sich auf der Straße stoßen und drängen, über den weiten im Lichterglanz funkelnden Platz, ins Dunkel der Nacht, die jenseits mit machtvoller Gebärde zwischen Himmel und Erde steht.

Aber während ich so schaue und der Lärm des großen Platzes gellend auf mich einströmt, wie eine Meute hungriger Hyänen, mit Stodengehimmel, Drehorgel, Orchestrion und dem vielfältigen Geschrei der Menschen, während ich dem Puppentanz am Straßen-

rand zusehe, hebt sich plötzlich aus der Nacht hervor eine mächtige Vision. Zwischen dunkel treibenden Schneewolken und der Helle des Platzes steht ein Gewaltiger. Mit riesigen Beinen klaffert er über der Straße. Sein Kopf ist herabgebogen aus den Wolken, in dem bleichen Gesicht lauert ein höhnisches, hochmütiges Lächeln. Um den Zeigefinger seiner rechten Hand hält er einen Faden gewickelt, der im Dunkel der Nacht verläuft. Und alle Menschen tanzen an diesem Faden. Die lärmenden, lachenden Menschen da unten auf dem Messplatz, die Männer und Frauen alle, die aus den Toren der Stadt herausströmen, die dunklen Jüge der Unbekannten, die aus der Stadt hervorquellen gegen das Licht und nun wie die Motten gegen ihren Willen tanzen, zucken und zappeln müssen an dem Faden, den der Unerbittliche mit grausamer Gier bewegt.

Aber gegenüber diesem Dunklen steht eine lichte Gestalt. Ein Gewand von Silber umschließt sie wie ein Strahlenpanzer, ihre goldenen Haare fluten als leuchtender Meteorstreifen hoch im Gewölbe der Nacht. Still und ernst ist ihr klares Gesicht dem felerischen Hochsitz der Milchstraße zugewandt, die mit weißen, ruhigen Lichtern aus den Wolken scheint. In den Händen trägt sie eine Harfe aus Elfenbein, die mit goldenen Saiten bespannt ist. Und während ihre weißen Finger leise darüber streichen, schweben die Menschen zu ihren Füßen in getragenem Rhythmus vorüber, mit glücklichem Lächeln in Gesichtern, die von gebändigter Leidenschaft innerlich strahlen oder ihre unberührte Klarheit wie ein herber Wintermorgen vor sich her tragen. Es sind nicht viele, die um die Lichtgestalt sich sammeln, und auch diese tanzen an einem Faden, den die ewig Reine zugleich mit dem kaum sichtbaren Spiel ihrer Finger bewegt. Und ich erkenne, daß die Freiheit des Menschen darin besteht, den Faden zu wählen, an dem er tanzen will. Damit aber ist es mit seiner Freiheit zu Ende. Dann muß er springen und schleifen, sich drehen und schweben, wie es der unsichtbare Finger und Faden will. Vielleicht kommen die einen so zu den Nacht-dämonen, zu denen sie hinstreben und die andern zu den Sternen, die darüber leuchten, — wer weiß das?

Indem ich aber so die Vision durch Gedanken störe, versinkt sie wie Nebelwolken, die vorübergetrieben werden. Die Puppenspieler sind noch auf der Straße, der große Platz schäumt und schreit vor Lebensgier, aber ich schaue voll heimlicher Furcht hinauf in die Nacht, aus der die unbekanntesten Kräfte jederzeit herabsteigen können, um mit großen Zeichen an Stirnen und Herzen der Menschen zu rühren, die an ihren unzerreißbaren Fäden tanzen müssen, ohne daß sie es sehen und ahnen.

### Im Hippodrom.

Ein rundes Zelt mit schmierigen, rot und weiß gestreiften Leinwandflächen. Vor dem Eingang ein schäbiger Vorhang in unbestimmbarer Farbe. Rohes Gestänge im Innern, niedere Schranke, die im Kreis herumführt. Elektrische Birnen, die die Armlosigkeit grell beleuchten. Ein Duzend elender Pferdchen lassen die Köpfe hängen und warten stumpfsinnig darauf, daß sie wieder im Kreis herumgetrieben werden. Zwei, drei junge Burschen als Reitknechte, wollene Halstücher umgeschlungen, niedere Schildflappen in die Stirn gezogen. Der Wind pfeift durch die Ritzen und Spalte des Zeltes, der nackte Boden verwandelt die Füße bis zu den Knien hinaus zu Eis. — Ein heller Pfiff verändert das Bild. Die drei Burschen helfen jungen Reiterinnen in den Sattel, die Pferde traben stolpernd an, und in müder Schlendernart laufen sie hintereinander her, temperamentlos, kopfhängerisch und matt. Um



so lebendiger sind die Mädchen in den Sätteln. Gelberübenfarbene Strümpfe, Röckchen bis knapp zu den Knien, Bubliköpfe. Junge Gesichter, aber wissende Augen, berechnete Haltung. Sie lächeln alle, aber dieses Lächeln in den halben Kinder Gesichtern schmerzt. Sie reiten im Herrensitz, und einige traben englisch. Da ist eine Dame im Pelz. Ihre schönen Beine hängen über den Pferderücken herab, die runden Knie fokettieren mit dem Pelzsaum des Kleides. Ihre Gesichtszüge sind schön, aber kalt, das Mona Lisa-Lächeln darin ist der rätselhafte Dank für all die hungrigen Männerblicke hinter der Schranke. Aber keiner von diesen Männern reitet, sie sind zu blasiert oder zu elegant, um ihre nach dem vornehmsten Parfüm duftende Person mit solch stinkenden Kleppern in Berührung zu bringen.

Aber halt, da tritt ein Mann durch die Sperre. Mit einem Satz ist er im Sattel. Hochgewachsen ist er und breitschultrig. Seine prachtvollen Schenkel pressen sich an den Pferdeleib, er verformt Jaum und Steigbügel. Man sieht es ihm an, daß er bei der Kavallerie gedient hat. Ein breitrandiger, weicher Hut gibt seinem glattrasierten Gesicht Schmitz und Schwung. Er hant dem hochbeinigen Rappen die Fersen in den Bauch, um ihn anzutreiben, daß er die Spitze nimmt. Aber der ist wie ein Gaul aus

Jeder, den man aufgezoogen hat. Eigenfinttig bleibt er am Schluß, die Nase am Schwanz des Vortieres. Der Reiter zieht andere Saiten auf. Er ergreift die Kandarre und reißt dem Bodbeinigen die Nase hoch. Dann schlägt er seine Eisenschienel um ihn, daß ihm vor Anstrengung das Blut ins Gesicht steigt. Er muß die Spitze haben, und wenn der Gaul kriecht. Aber unentwegt setzt dieser seinen Trott am Schluß der Karawane fort, auch nicht um eine Kopflänge zwingt ihn der Reiter vor den Schwanz des Braunen. Der Schweiß steht dem starken Menschen an der Stirn, seine Augen funkeln vor Wut. Die Bubliköpfe schauen höhnisch zurück, die Dame im Pelz, die die Spitze hat, sieht ihn hochmütig mit ihrem Mona Lisa-Lächeln an. Das geht ihm durch Mark und Bein. Mit einem wütenden Fluch springt er herab und versucht, den Rappen am Jaum nach vorn zu reiten. Durch das silberne Lachen der Bubliköpfe fährt wie ein Dolchstoß ein scharfer Pfiff, — die Kunde ist aus.

Wer hat dies merkwürdig blickthafte symbolische Bild auf die Messe gebracht? Die Männchen hinter der Schranke, wo sie hingehören, der Mann im Nachtrag, die schönen Fätschen und hohlen Köpfchen in Führung — das Jahrhundert der Frau.

## Alfred Kaufmann / Nächtlicher Besuch in einer Bummlerkneipe im Orient.

Aus den Erinnerungen eines Auslands Pfarrers.

Vor dem Krieg! Wie viel Tüchtigkeit und glänzende Leistung verkörperte sich in den deutschen Ansiedlungen im Ausland auf dem Gebiet des kaufmännischen, industriellen und geistigen Lebens! Hochgeschätzt und viel bewundert von der einheimischen Bevölkerung, Hierden unserer Nation waren die meisten unserer Landsleute im fremden Land, tüchtig im Beruf und opferwillig für alle vaterländischen und gemeinnützigen Zwecke. Aber wie viel Verwahrlosung, meist der unausrottbaren abenteuerlichen deutschen Wanderlust entspringend, ging nebenher! Die deutschen Pastoren im Ausland, zumal im Orient, der Heimat noch nicht allzu fern, konnten ein wehmütiges Lied davon singen.

Was für seltsame Gestalten, was für trübe Bilder gingen Tag für Tag an einem vorüber! Viele trieb die deutsche Wanderlust hinaus zu abenteuerlichen Erlebnissen unter fremden Menschen mit fremden Sitten. Viele zog der warme Süden an, wo es sich leichter herumtrotzeln läßt, als in der kalten nördlichen Heimat, die Obdach, warme Kleidung und darum Arbeit verlangt. Viele meinten, drüben über dem Meer das Gold auf der Straße zu finden und mit geringer Mühe es rasch zu einem gemachten Mann zu bringen, ohne zu bedenken, daß überall in der Welt Fleiß und Tatkraft dazu gehören, das Glück zu schmieden.

Da kamen Glückritter aller Art, verbummelte Studenten, stellsuchende Kaufleute und Lehrer, Leute aus allen nur denkbaren Ständen, Wunderliche Heilige, die das „Gebäude getan“, zum Heil ihrer Seelen die heiligen Stätten zu besuchen, und nun auf anderer Leute Kosten zum Heiligen Land wallfahrten. Deserteure der Fremdenlegion, die bei der Durchfahrt der französischen Truppentransporte durch den Suezkanal den kühnen Sprung ins Wasser taten und nun in die Heimat zurück oder sich drüben eine Existenz gründen wollten. Sammler mit vielfach gestempelten Listen für irgend ein gutes Werk, das sie aber bei näherer Prüfung in höchst eigener Person darstellten. Anfänger auf der schiefen Ebene, die wegen irgend eines leichtsinnigen Streichs, eines Familientreits, einer Liebesgeschichte u. dgl., die Heimat verlassen und sich noch einen gewissen moralischen Halt bewahrt hatten. Wirkliche Bummeler und Faulenzer, deren Prinzip es war, wie mir einmal einer im Ernst auseinandersetzte, nicht zu arbeiten, weil es ein „soziales Unrecht“ sei, anderen die Arbeit wegzunehmen! Alle Stufen des Landstreichertums: harmlose Abenteuerler, gefährliche Strolche, manchmal auch unschuldig ins Elend Gefommene, Junge und Alte, Leute mit echten und solche mit gefälschten oder gestohlenen Papieren, zerlumpfte und tadellos aussehende Gestalten. Darunter vielfach alte Veteranen des Stromer- und Verbrechertums, die seit Jahren, vielleicht Jahrzehnten, durch den Orient bummelten. Ihre Route war von Alexandrien nach Katro-Portsaid-Jerusalem-Beirut-Smyrna-Konstantinopel-Athen und wieder nach Alexandrien zurück, um von da, oft in abenteuerlichster Weise durch weite Wüstenrecken, denselben Weg von neuem abzumachen. Die grundsätzliche Barmherzigkeit des Mohammedaners jedem Hilfsbedürftigen gegenüber half dazu mit, daß sie nicht verhungern konnten. Vor allem aber wurden von Ort zu Ort die Hilfsvereine, Pastoren, Konsulate, Klöster und Mosele gebirgschaft. Als alte Bekannte immer wiederkehrend, suchten sie ihre Bettelei mit immer neuen Ausflüchten und Lügen zu beschönigen. Ihre Opfer wukten sie mit geriebener Fertigkeit zu „behandeln“. Bald war freche Forderung, bald klägliches demütiges Jammer, bald ein Appell an Nächstenliebe und christliche Gesinnung mit „frommen Sprüchen“ am Platz, um die Dummen herumzukriegen und ihnen das Geld aus der Tasche zu loden. Die Kundentraddition, die sich schriftlich und mündlich unter den Brüdern fortpflanzte, gab genaue Auskunft über das beste Mittel zum Ziel bei den verschiedenen Wohltätigern.

So waren die „Brüder von der Landstraße“, die man drüben allgemein „Bummeler“ nannte, eine ständige Landplage und Geduldssprobe für Pfarrämter, Konsulate und ansässige Deutsche im Orient. Jeder, der beruflich mit ihnen zu tun hatte, hat Erfahrungen sammeln und Lehrgeld geben müssen. Jedem hat seine ursprüngliche Gutmütigkeit und sein Humor solchen Vertretern seines Vaterlands gegenüber sich schließlich umgewandelt in argwöhnische Zurückhaltung oder Bitterkeit.

In meinem Amt hatte ich eine besondere Sprechstunde für die geschilderte Menschenklasse, täglich von 12 bis 1 Uhr. „Für Durchreisende“, stand auf der Tafel an der Tür, „Bummelerandien“ wurde sie aber allgemein genannt, auch von den Objekten dieser liebevollen Tätigkeit selbst. Schon von 11 Uhr ab saßen auf den im Garten vor meiner Wohnung für diesen Zweck aufgestellten Bänken die unternehmend aussehenden Gestalten, manchmal bis zu einem Duzend, und warteten auf ihre Abfertigung. Aber auch zu anderen Tageszeiten wurde man von den Leuten belästigt. Als sie gar zu frech geworden, des öfteren ihren Eintritt mit Gewalt erzwingen oder sich weigerten, das Haus zu verlassen, stellte der Hilfsverein einen herkulisch gebauten Sudaner als Wächter an, der, vom Konsulat mit polizeilicher Autorität ausgestattet, das Haus zu bewachen und gegen allzu impulsive Brüder zu schützen hatte, gegebenen Falls sie auch mit seiner gewaltigen Körperkraft hinauswarf. Dieser führte dann die Leute dem Pastor einzeln in die Sprechstunde vor. Gelegentlich gab es auch Kamoraden, die als Zwangsmittel ihre Lumpen bis auf die letzte Hülle ablegten und erst, nachdem durch Verleumdung einer neuen Klut aus dem stets vorhandenen Kleiderlager das Adamskostüm überdeckt war, entlassen werden konnten. Wir hatten für die einigermaßen Würdigen unter diesen Leuten Fürsorge aller Art durch Gewährung von Mitteln für die Heimbeförderung, durch Anweisung an Armenajal und Suppenküche, durch Stellenvermittlung u. a. Mancher, der sich helfen lassen wollte und arbeitswillig war, wurde aufs opferwilligste auf Kosten des Hilfsvereins unterstützt und ihm der Rückweg zu einem ordentlichen Leben oft mit Erfolg eröffnet. Zum Weihnachtsfest hatten wir sogar eine besondere, sehr beliebte „Bummelerweihnachtsfeier“. Dabei wurden die Brüder von der Landstraße, ob würdig oder unwürdig, um den gabenreichen Christbaum geschart, der ihnen Heimat und Jugend wieder vor Augen führte und sie einen Strahl christlicher Liebe schauen ließ, der auch in die dunkelste Nacht leuchtete.

Ernst und Komik lagen oft unmittelbar nebeneinander in den wechselnden Bildern, die einem das Bummelerweien entrollte. Ein besonders seltsames Erlebnis war die folgende Geschichte: Eines Abends, um 9 Uhr, meldete mir mein arabischer Diener, es sei draußen ein Bummeler (der Ausdruck war als Fremdwort auch in die arabische Sprache übergegangen), der mich in einer wichtigen Angelegenheit unbedingt noch diesen Abend sprechen wolle. Ich kannte zwar die „wichtigen Angelegenheiten“ meiner Freunde längst zur Genüge. Es war eine bekannte Sorte, die abends erschienen, „gerade mit dem Zug angekommen waren, in momentaner Geldverlegenheit, hungrig, fremd und obdachlos in der großen Stadt umherirrten und für ein Unterkommen in der Nacht allein auf das Mitleid und die bekannte Güte des Herrn Pastor angewiesen“ waren. Ich ließ mich aber doch bewegen, ihn anzunehmen, zumal auch mein gutherziger alter Mohammed Hilfsprache für ihn einlegte. Der späte Besucher sagte, er komme nicht in eigener Angelegenheit, sondern im Interesse und auf die Bitte eines seiner „Kollegen“; dieser liege in ihrer Herberge schwerkrank und wahrscheinlich sterbend darnieder und wüßte dringend den geistlichen Instruktor des Herrn Pastor; ich müßte doch sofort kommen, sonst könnte es zu spät sein. Dies war ein



neuer Fall! Daß die biederen Herren Dummher Geld wünschten, Arbeit, die sie allerdings meist dann verhindert waren zu übernehmen, wenn man sie ihnen mit vieler Mühe verschafft hatte, Stiefel, Hose, Rock, ein Hemd, da das eigene Tag und Nacht seit drei Monaten getragene voller Käuse sei, Eckmarken, Unterkunst, Beförderung in die Heimat, Briefmarken, Bücher zum Lesen, Empfehlungsschreiben und vieles andere; das kam täglich vor. Aber — geistl. Zuspruch, den hatte bis dato noch keiner verlangt!

Der Fall lag indessen nicht so einfach. Auf der einen Seite das aus der Erfahrung stammende Mißtrauen; wer konnte wissen, vielleicht wollte man mich in das verächtliche Hafenviertel locken, um für die Abweisung irgend eines Stromers die oft gedrohte Rache zu nehmen! Auf der anderen Seite, wenn es sich wirklich um einen Sterbenden handelte, so möchte ich doch gerade da am wenigsten verlagen. Gibt es doch auch unter den Elendesten verzagende und gequälte Menschenherzen, denen man vielleicht zum Frieden helfen kann! Also, kurz entschlossen, ich sagte zu.

Ich bestellte einen Wagen. Meinen Diener wollte ich vorsichtshalber mitnehmen. Dieser setzte sich zu mir in den offenen Einspänner, der geheimnisvolle Sendbote aus dem nächtlichen Dunkel auf den Bod, um dem Kutscher den Weg zu weisen. Im Flug ging es in dem für europäische Begriffe polizeiwidrigen Tempo der Droschken im Orient durch die Straßen der Stadt. Aus dem modernen europäischen Stadtviertel kamen wir ins halbeuropäische der Griechen und Italiener und von da ins arabische, in immer entlegenerer, unbekanntere und dunklere Gassen und Winkel. Endlich hielt der Wagen. Wo, wußte ich nur ungefähr; denn noch nie hatte sich meine Lokalforschung bis in diese obdunkelte Verbrechergegend ausgebreitet. Mein Begleiter sprang höflich vom Bod herunter und ließ mich mit liebenswürdiger Handbewegung eintreten ins „Hotel zum deutschen Landsmann“.

Das Lokal, in das wir eintraten, war mehr einer Höhle als einem bewohnbaren Raum gleich. Der Boden die nackte, schwarze und schmierige Erde. Ein Büfett mit vielen Flaschen mit Aufschriften Rum, Whisky, Cognac, Vermut, bayrisch Bier usw.; an einigen Tischen lichte Gestalten (darunter manches von meiner Sprechstunde her wohlbekanntes Gesicht), trinkend und Karten spielend. Im Hintergrund auf dem nassen Boden Holzsperrholze als nächtliche Lagerstätten. Ueble, herausfordernde Frauenzimmer saßen in bunter Reihe unter den Männern. Ein ekelhafter Dunst von Schmutz, Tabak und Alkohol erfüllte den Raum. „Mutter Sarah, noch einen Cognac!“, hörte ich beim Eintreten eine Stimme, die auf die Heimat des Sprechers an der Spree schliessen ließ. Die Wirtin, ein scheinliches Weib mit wirrem Haar und einer Zigarre im Mund, begrüßte mich mit den einladenden Worten im charakteristischen Ton des rumänischen Judendeutsch: „Das ist aber schön von Ihnen, Herr Pastor, daß Sie sich hierher bemüht haben. Lassen Sie sich's recht wohl sein bei uns. Darf ich Ihnen einen Cognac anbieten?“ Man war also über meine Persönlichkeit orientiert, und ich brauchte mich dieser edlen Dame nicht vorzustellen, für den Schnaps dankte ich höflich. Meine erste Frage war: Wo ist der Kranke? Die holde Inhaberin der feinen Herberge, die einen Wohlgeruch um sich verbreitete, der ebenso abstoßend war wie ihre derangierte Toilette und ihre ledernen Hüte, wies mich eine Holztreppe hinauf, die aus dem unteren Lokal in ein oberes führte, mit den Worten: „Bitte bemühen Sie sich nur hinauf, wir haben den Kranken natürlich im Hotel I. Klasse untergebracht.“ Während ich die gebrechliche Treppe hinaufstieg, belehrte mich mein menschenfreundlicher Cicerone, daß unten das Hotel II. Klasse sei für das gewöhnliche Publikum, da koste das Uebernachten einen Groschen, das obere Lokal dagegen sei für die feineren Gäste, da koste es zwei Groschen. Und in der Tat sah es hier oben nicht ganz so gemein aus wie unten. Auf dem Holzboden lagen Matratzen nebeneinander gereiht, die also für die besser stinierten Gäste des Hotels als Lagerstätte dienten. Im übrigen hatte das Hotel I. Klasse, was Schmutz und üblen Geruch betraf, keinen Vorzug vor dem II. Klasse. Auf einer Matratze lag der Gesuchte, den man bei dem schwachen Schein einer Kerze kaum erkannte. Um ihn herum lagen, Spielkarten in der Hand, ein halbes Duzend nicht gerade vertrauenswürdig aussehender Kunden.

Die Leute machten mit gesuchter Unterwürfigkeit mir, dem Pastor, der nun seines Amtes walten sollte, Platz und stellten mir einen Stuhl an das Krankenlager. Der „Sterbende“ klagte über heftige Schmerzen im Unterleib und im Kopf, schien aber sonst nicht so schwer leidend, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich fragte ihn teilnehmend nach seinem Befinden und suchte dann, da ich doch gerufen war, geistlichen Zuspruch zu bringen, dem Gespräch eine seelsorgerliche Wendung zu geben. Der Kranke aber, seiner Mundart nach offenbar Rheinländer, fiel mir gleich ins Wort mit der Bemerkung: „Nee, Herr Pastor, lassen Sie man, dat fromme Zeug kann ich jetzt nich gebrauchen, es greift mein Gemüt zu sehr an.“ Ich merkte sofort, daß ich hier als Pastor überflüssig war und von dem Kranken und seiner Umgebung nichts weniger gewünscht war als geistlicher Zuspruch, es in diesem Milieu überhaupt geraten war, die Religion nicht zu profanieren. So fragte ich den Patienten nur noch, ob er irgend einen besonderen Wunsch habe. Als solchen äußerte er die Verbringung ins deutsche Krankenhaus. Das schien mir berechtigt; denn war der Mann wirklich ernstlich krank, was doch möglich war, so mußte er in der jämmerlichen Umgebung hier ohne Pflege ja zugrunde gehen. Ich war daher auch sofort bereit, seinem Wunsch zu entsprechen. Freilich hätten ihn die Leute ja auch vorher schon ohne meine Mitwirkung dorthin bringen können. Sie sagten aber,

durch den Herrn Pastor fände der Kranke zu so später Stunde doch viel sicherer Aufnahme, als wenn sie ihn allein ins Spital gebracht hätten.

Ich machte mich also bereit, die gastliche Stätte zu verlassen, um den Kranken in meinem Wagen ins Hospital zu schaffen. In diesem Augenblick aber mischte sich Madame Sarah ein, die auf der Treppe der ganzen Verhandlung zugehört hatte, und schrie mit leifender Stimme dazwischen: „Nein, der Bismarck (dies war der Kundennamen des Kranken) darf nicht fort, der ist mir noch Geld schuldig. Das ist' auch Pfaffen so passen, mir Kunden wegzunehmen, und ich kann dann hinter meinem Geld herlaufen! Erst wird die Rechnung bezahlt, dann kann der Lump zum Teufel gehen.“ Das Liebeswerk war also nicht so leicht auszuführen; der Drache, der die Höhle bewachte, verwehrte uns den Ausgang, und die ganze Bagabundengesellschaft waren natürlich ihre Helfershelfer. Was sollte ich tun? Den Mann liegen lassen, kam mir unbarmherzig vor. Außerdem schien es mir mehr als zweifelhaft, ob ich auch ohne den Kranken aus dem anheimelnden Hotel ohne weiteres wieder herauskäme, und hier etwa die Nacht zu verbringen, hatte absolut nichts Verlockendes. So schien es die einfachste Lösung, dem Verlangen des Weibes nachzukommen. Ich bat also höflich um die Rechnung für meinen Schützling. Diese war offenbar schon vorbereitet, denn Sarah brachte sie schon nach wenigen Minuten auf einem schmierigen fecken Papier. Was die einzelnen Posten bedeuteten, war unleserlich, der Gesamtbetrag machte 40 Mark. Lange Zeit zum Besinnen hatte ich nicht. Der Kranke stöhnte und jammerte und verlangte immer dringender fortgebracht zu werden, und mein Wunsch, aus dem gastlichen Heim der Mutter Sarah möglichst bald wieder hinauszukommen, war mindestens ebenso dringend. So griff ich in meinen Beutel. Zusammen mit dem, was mein Diener bei sich hatte, ergab es nur etwa 30 Mark. Sarah verlangte für den Rest ein „Pfund“. Mit meinem nicht allzu wertvollen Zigarettenetui gab sie sich zufrieden. Grinsend nahm sie den Raub in Empfang. Der Mann war losgekauft, wir konnten gehen.

Ich atmte auf, als ich draußen war an der frischen Luft und den Kranken im Wagen untergebracht hatte. „Auf Wiedersehen, beehren Sie mich bald wieder“, rief mir das Weib noch nach, als der von den Dummher umringte Wagen sich in Bewegung setzte, um in eiliger Fahrt das weit entfernte deutsche Hospital zu erreichen, wo ich den Landsmann der Pflege der mir wohlbekanntesten Schwestern übergab. Hier entließ ich den Wagen. Langsam ging ich zu Fuß nach Haus zurück, wo ich etwa um Mitternacht nach diesem nächtlichen Abenteuer wieder eintraf.

Allerhand Gedanken gingen mir auf dem Heimweg durch den Kopf. Welch eine Summe von Elend und Verkommenheit war in dem Lokal, das ich vor kurzem verlassen hatte, zusammengedrängt! Welche Vergangenheit mochten die Menschen, die hier in der Dummherneipe der internationalen Hafenstadt ein- und ausgingen, wohl hinter sich haben! Wie müssen sie heruntergekommen sein, physisch und moralisch, um sich in dieser Umgebung wohl zu fühlen! Welches feine Gewerbe trieb diese Mutter Sarah, die ihren Kunden den letzten erbettelten Groschen für Schnaps und andere niedere Genüsse zu entlocken verstand, die auch die Brotmarken und Unterkunftsanweisungen der Hilfsvereine für Alkohol eintauschte und weiter verhandelte, die schließlich auch den Koffer und die meinsten Habfeligkeiten der fahrenden Brüder als Pfand behielt, das nie wieder herausgegeben wurde! Mußte nicht ein noch halbwegs anständiger Kerl, der in die Hände dieses Weibes geriet, ganz versinken! Und es kam doch auch mancher Unerfahrene gerade vom Schiff weg in dieses Lokal mit der verlockenden Aufschrift „Zum deutschen Landsmann“! Dazu mußte ihn das Schicksal über's Meer führen!

Hereingefallen war ich durch einen plumpen, in der Dummherneipe ausgeheckten Trick, daran war kein Zweifel! Ich hatte die Kneipgilden des kranken Kunden und seiner Kumpane bezahlen müssen, vielleicht auch der edlen Tafelrunde die Mittel zu einem fidelem Saufabend verschafft, und jetzt wurden im Salon der Mutter Sarah beim Gläserklingen wohl die dummen Pfaffen verlacht. Zu ändern war daran nichts; denn die Polizei mischte sich dortzuland nicht in derartige private Angelegenheiten, zumal ihr Vorgehen durch die für Ausländer bestehende „Exterritorialität“ sehr erschwert war. Aber wenn auch! Ich hatte doch dem kranken Landsmann zu einer ordentlichen Pflege verholten, und vielleicht war es möglich, im Spital auch moralisch noch auf ihn einzuwirken. Außerdem war das Abenteuer, das doch leicht viel schlimmer hätte ausgehen können, noch verhältnismäßig glimpflich abgelaufen und der neugewonnene Einblick in das Leben und Treiben der Stromer das gebrachte Opfer wohl wert! So suchte ich mich über das unangenehme Gefühl des Uebertölpelten zu trösten.

Am nächsten Nachmittag sprach ich im Krankenhaus vor und erkundigte mich nach dem Befinden meines Schützlings. Ich erhielt die Antwort, der Arzt habe ihn bereits entlassen; seine Krankheit sei ein — gewaltiger Rausch gewesen, den er jetzt ausgeschlafen habe! Um eine Erfahrung reicher, um etwas Menschenvertrauen ärmer, ging ich von dannen. —

Einige Wochen später kam wieder ein Dummher und meldete, bei den Warenausschuppen in der Nähe des Hafens liege ein Landsmann obdachlos, der obwohl schwer krank, die Nacht im Freien habe zubringen müssen; er habe ein dringendes Verlangen nach dem deutschen Pastor, und man könne nicht wissen, ob er nicht bald sterben werde. Ich gab ihm leichten Herzens, ohne zu fürchten, meiner pastoralen Pflicht etwas zu vergeben, die Antwort: Gebt ihr ihm selbst euren geistlichen Zuspruch, ich bleibe hier!



## Gustav Manz / Die letzte Bayreutherin.

Ein Lebensbild nach persönlichen Eindrücken.

Zum 88. Geburtstag von Cosima Wagner.

## I.

## Der Roman eines Frauenlebens.

Vielleicht erzählt man einmal späteren Enkelgeschlechtern Märchen aus Deutschlands vergangenen Tagen. Und eines wird lauten:

„Im Herzen der germanischen Lande lebte einmal ein großer Zauberer. Auf einem Hügel, der weit hinaus schaute in die Lande, hatte er sich einen Tempel gebaut. Und in diesem Tempel klang und sang es von wunderbaren Harmonien. Als aber der große Zauberer an einem bösen Wintertag fern in der stillen Lagunenstadt ins Wesenloie entrückt war, da erhob sich seine kluge Gemahlin aus ihrer versteinten Trauer und vollendete, was der über alles Geliebte nicht hatte vollenden können. Und so waltete sie auf dem lieblichen Hügel in dem geheimnisvollen Tempel, und um sie scharten sich Ritter und Knappen, edle Frauen und Jungfrauen, die alle ihres Winks gewärtig waren. Als aber der Schnee des Alters auf ihr Haupt fiel, zog sich die Herrscherin der Töne für immer in ihre Gemächer zurück, lebte still und einsam im Kreise der Kinder und Enkel, bis auch sie in die Gefilde der Ewiggen entschwand. Dort aber trat ihr unter den Pforten Walhalls der Meister ihres Schicksals und ihres Herzens entgegen, und mit jubelndem Ruf begrüßten sie Ritter und Reifige, die heldischen Schlachtingfrauen und die geschmeidigen Töchter des Rheins.“

So ungefähr könnte in später Zeit das Märchen von Frau Cosima lauten . . .

Uns Ritterlebens aber eines jüngeren Geschlechts, in das diese seltsame Frau hineinragte in fast legendarischer Gestalt, uns ist das Schicksal ihres Weibstums und die Wirkung ihrer Geisteskraft noch in festeren Umrissen gegenwärtig; als Roman eines Frauenlebens, wechselreicher und erschütternder in Liebe und Leiden, in Gram und Größe, als je einer von einem Künstlerhirn erdacht wurde . . .

Wer selbst das Glück gehabt hat, dieser Frau näherzutreten, die gleich Goethes Helena „bewundert, viel und viel gescholten“ wurde, der hat die Erinnerung daran als unverlierbaren Besitz. Wir heute Lebenden kennen sie ja fast alle nur in ihrer ehrfürchtig gebietenden Alterserscheinung mit der grauen Haarkrone über dem klugen Antlitz. Und mancher mag gleich mir als eine wehmütige Elegie den Eindruck irgend einer letzten Begegnung mit ihr empfinden; war sie doch schon mehrere Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges aus der Öffentlichkeit zurückgetreten. Ich selbst entsinne mich noch ganz genau jener Nachmittagsstunde an einem Julitag des Jahres 1909, da ich sie noch einmal in aller Nähe sehen, wenn auch nicht mehr sprechen konnte. Es war im Zwischenakt einer Bayreuther „Lohengrin“-Aufführung. Noch klangen mir die Orgeltöne im Ohr, bei deren Hall der gottgeandte Ritter und Elsa von Brabant zum Münster schreiten. Sinnend ging ich die Parkanlagen des Festspielhügels hinab, während drüben im Westen zwischen weichen Abendwolken ein glühender Miesenball, die Sonne, zur Rüste ging. Als ich an die Stelle kam, wo Stadt und Park aneinander grenzen, sah ich einen Wagen halten, dem ein eifriger Wächter der öffentlichen Ordnung die Weiterfahrt verwehrte. Der Mann war im Recht, denn während der Pausen durften keine Wagen zur Festspielterrasse hinauffahren. Und er fühlte sich so sehr im Recht, daß auch die Wink des alten Rutschers, ja selbst die Bitten eines dem Wagen entsteigenden Fahrgastes nichts gegen sein Pflichtgefühl vermochten. Und so ging dieser Fahrgast die letzte Strecke Weges dann zu Fuß hinauf. Es war niemand anders als Geheimrat Schwening, der berühmte einstmals Hausarzt Bismarcks, der auch dem Hause Bahnfried lange Jahre menschlich und beruflich nahestand. Der halb offene Wagen aber machte fehr, und jetzt erst bemerkte ich, daß unter dem herabgeschlagenen Vorderdeckel noch eine zweite Gestalt saß. Eine Dame im schwarzen Gewand, das Haupt mit dichtem Schleier verhüllt. Es war Frau Cosima Wagner, die ihren getreuen Berater bis zum Hügel der Bürgerreuther Straße zurück und die Insassin sah hinter sich das Festspielhaus entschwinden, dessen roten Ziegelturm die sinkende Sonne mit Purpur überflutete . . . „Vollendet das ewige Werk!“ — zuckte es mir durch den Sinn, als mir die Umrisse des bleichen Antlitzes in der Ferne entschwanden. So fuhr die Herrin von Bahnfried wieder in ihr Heim, allein — und doch umwittert von den magischen Gewalten, die dort oben auf dem Hügel eine löhnende Welt ins Leben riefen.

Möchte ich auch späterhin noch einige Male im Park von Bahnfried oder in den Bayreuther Straßen sie aus der Nähe oder Ferne gesehen haben — jenes zufällige Zusammentreffen an dem „Lohengrin“-Nachmittag blieb mir als symbolischer Abschluß einer Reihe persönlicher Beziehungen und Begegnungen, Gespräche und brieflicher Austausch in unausslöschlicher Erinnerung. Von diesen Eindrücken persönlichster Art will ich weiterhin erzählen. Aber zuvor scheint es mir unerlässlich, in kniffliger Kürze den merkwürdigen Roman der Frau anzudeuten, welche Franz Liszt ihren Vater, Hans von Bülow ihren ersten und Richard Wagner ihren zweiten Gatten nennen durfte.

\*

Am 25. Dezember 1837 wurde in Bellagio am Comer See dem Liebesbunde des damals sechsundzwanzigjährigen Franz Liszt und der Gräfin d'Agoult die Tochter geschenkt, der es bestimmt sein sollte, späterhin zu den führenden Frauen des Jahrhunderts zu zählen. Eherzhaft nannte der Vater sie seine „jüngere Nichte“, denn als ältere Schwester wuchs Blandine heran (die später die Gattin des französischen Ministerpräsidenten Ollivier wurde). Mit ihr und dem jüngeren Bruder Daniel erfuhr sie ihre erste Erziehung in Paris, wo man sie vorzüglichsten pädagogischen Kräften anvertraute. Acht Jahre lang sahen die Kinder ihren Vater nicht, bis er endlich im Herbst 1853 auftauchte, zusammen mit der getreuen Freundin seines Lebens, der Fürstin Karoline von Wittgenstein und — Richard Wagner. Damals also sah die sechzehnjährige „Coffinette“ — so hieß sie im Familienkreis — zum erstenmal den Mann, der Sehnsucht und Erfüllung ihres Lebens werden sollte. Und der erste künstlerische Eindruck, den er ihr bot, war seine Vorlesung des letzten Aktes von „Siegfrieds Tod“. Um die Kinder den Konflikten zu entziehen, die sich nach Liszts endgültigem Bruch mit der Gräfin d'Agoult ergaben, brachte er sie nach Deutschland und übergab sie in Berlin der mütterlichen Fürsorge der Frau von Bülow, deren jugendlicher Sohn Hans ihre musikalische Fortbildung übernehmen sollte. Der junge Lehrmeister geriet alsbald in stürmische Begeisterung über Wesen und Talent der beiden Liszt-Töchter, von denen die jüngere binnen kurzem den ersten Platz in seinem Herzen einnahm. So konnte es nicht überraschen, daß sich der ritterliche Freund und Lehrer, er selbst nur sieben Jahre älter als die jugendliche Schülerin und Mitkämpferin für die Zukunftsmusik, sehr reich in einen Freier und Bräutigam verwandelte. Cosima Liszt stand im zwanzigsten Lebensjahre, als sie im August 1857 in der Berliner Hedwigskirche Hans von Bülow angetraut wurde.

Noch ist es dem heutigen Geschlechte lebendig, welche Seelen- und Herzenstragödie sich zwischen dem jungen Paare und dem von beiden bewunderten und geliebten Meister abgespielt hat, — eine Tragödie, in welcher der großmütige Verzicht des Jüngeren zugunsten des Älteren, des Nachschaffenden zugunsten des Schöpfers, des glücklich Besitzenden zugunsten eines großen Heimatlosen ebenso erschütternd ist, wie das Martyrium der jungen Frau, die Jahre lang Hohn und Spott, Mißgunst und Verleumdung ertrug, bis sie endlich, nach der Trennung von dem Jugendgemahl und nach dem Tode Wagners erster Frau, in der protestantischen Kirche zu Luzern im Jahre 1869 auch durch den Kirchenfegen vor aller Welt bestätigt leben durfte, was schon seit Jahren Tatsache war. Aus heiligster Herzensnot heraus hatte sie alles, was man Konvention und gesellschaftlichen Ruf nennt, von dem Augenblick an auf Spiel gesetzt, da ihr mit unumschlicher Gewißheit klar geworden war, wohin der Kompaß ihres Lebens zielte: wie König Ludwig II. von Bayern den großen Künstler aus dem stiefgen Sumpf der materiellen Nöte gerissen, so schuf sie ihm die Ruhe und den Herzensfrieden, die allein es ermöglichten, daß die „Meisterfänger“ abgeschlossen, der „Ring des Nibelungen“ zu Ende geschmiedet und der „Parzifal“ geschrieben wurde. Aus dem stillen Liebesglück des schweizerischen Asyls im Landhaus Tribschen bei Luzern, aus der neugewonnenen Schaffensfreude, umhert von der Liebe dieser „unerhört seltsam begabten Frau“, beflücht durch die Geburt seines männlichen Leibeserben Siegfried, begeistert durch den diognostischen Zuruf des jungen Friedrich Nietzsche, des Dritten im Bunde der Seelen, fand Richard Wagner noch an der Schwelle des sechzigsten Lebensjahres die Kraft, den Gedanken Bayreuth zur Tat werden zu lassen.

Was aber dann sich ereignete an Tönen und Taten auf dem Festspielhügel zu Bayreuth, von den Opferjahren der Vorbereitung bis zur Erfüllung der Jahre 1876 und 1882, nichts wäre denkbar ohne die kongeniale Hilfe der Frau, die wie ein Kanzler alle Fäden des großen Unternehmens in ihrer sicher sorgenden und leise glättenden Hand zusammenfaßte. Und vielleicht ist es eines der grandiosen Kapitel in der Entwicklung eines Frauenlebens, was sich nach dem 13. Februar 1883 begab! Monatlang eine erstarrte Niobe, gleichgültig gegen Schall und Hall der Außenwelt, zerbrochen in dem namenlosen Schmerz um den Vielgeliebten, erhebt sich diese Frau, rafft sich auf zu neuen Taten, erhält der Kulturwelt die Bayreuther Festspiele, ist nicht nur Hüterin der Ueberlieferung, sondern auch Schöpferin neuer Bahnen, wird für fast ein Vierteljahrhundert die unumschränkte Lenkerin der Festspiele, umgibt sich mit einer erlesenen Schar künstlerischer und technischer Helfer, bis sie endlich, vom Schicksal an irdische Körperlichkeit erinnert, dem Sohn und einem jüngeren Geschlecht Zepier und Schlüssel überlassen muß. Immer einsamer wurde es um die große Frau, die in einem Dasein höchster Beglückung und bitterster Enttäuschung über lichte Höhen geschritten und durch lichtlose Abgründe gekommen war.

Was hat sie nicht alles erleben müssen, und sterben sehen im Sinne jenes Alters, von dem Goethe meint, es bedeute: Viele und Vieles überleben! Aus dem jugendlichen Freunde, dessen tragisches Leben Ummwertung aller Werte, graufames Verbrechen alter Taten bedeutete, aus Friedrich Nietzsche wurde der Begner, er selbst



namentlos leidend unter den rätselhaften Wandlungen seines Geschicks, und noch in seinem Brieftage am Tage nach Wagners Tod sich ein Bekenntnis von der Seele reichend („die bestverehrte Frau, die es in meinem Herzen gibt“). Raffinierter Profitgier schleicht ihr den für Bayreuth bestimmten „Parfissal“ in Mißachtung aller bestehenden Rechte über den Ozean, und schließlich kämpft sie, als die Schutzfrist ablaufen soll, vergeblich gegen die endgültige Entwurzelung dieses Bühnenweihfestspiels. Rund um sie herum sterben die Freunde, einer nach dem andern: Hans Richter, einst mit Malwida von Meysenbug ihr Trauzeuge, legt für immer den markig geführten Kapellmeisterstab aus der Hand; Felix Mottl und Engelbert Humperdinck, einst die feurig begeisterten Helfer in den ersten Nibelungentagen, sterben dahin; Karl Gindwirth, der unvergleichliche Nachschöpfer, der die bunte Drachenerpracht in die Schwarz-Weiß-Kunst des Klaviers überträgt, Julius Kriese, der prachtvoll ehrenfeste Schulmeister der Bayreuther Chorkunst — sie alle segnen das Zeitliche, ganz zu schweigen von dem großen Kirchhof der Erinnerung, auf dem die Unzähligen gebettet liegen, die seit den Münchener „Tristan“ und „Meisterfinger“-Tagen der Jahre 1865 und 1868 Herolds der neuen Kunst waren, angefangen von dem sieghaft schönen Schnorr von Carolsfeld, von Niemann, Weg und Scaria bis zu Amalia Materna, der ersten Brüninghilde, und Theodor Vertram, dem unvergleichlichen Wotan, der sich, von Lebenswirren zu Tode gejagt, in Bayreuth, dem Schauplatz seiner größten Triumphe, selber den Tod gibt. Wie die Nornen, so durfte auch sie, die in ein junges Geschlecht hineinragende Greisin, den Zauberspruch murmeln: „Weißt du, wie das ward?“ Wenige nur konnten ihr in den letzten Jahren auf diese Frage Antwort geben, und manches Rätsel und Geheimnis mag sie mit ins Grab nehmen.

Denn selten nur hat sie, die in den Jahrzehnten der ungeheuersten Arbeit Tausende und Abertausende von Briefen geschrieben oder diktiert hat, Werke für die Öffentlichkeit dem Druck anvertraut. Da und dort finden sich in den Bayreuther Blättern ungenannte Beiträge, und nur einmal, abgesehen von ihrem feierlichen Protest an den Deutschen Reichstag in Sachen der Bayreuther Festspiele, trat sie wenigstens mit einer Andeutung ihres Namens vor die neugierige Welt. Das war in dem kleinen Büchlein „Franz Liszt. Ein Gedenkbuch von seiner Tochter“, das im Jahre 1911 zum hundertsten Geburtstag ihres Vaters erschien. Gleichwohl war es eine Ehrung, mit der die Berliner Universität bei ihrer Säcularfeier sich selber ehrte, als sie ihr, zum erstenmal in deutschen Händen einer deutschen Frau, den Titel eines Ehrendoktors verlieh. Wolte man doch damit dankbar ausdrücken, was alles ihre Energie und ihre leidenschaftliche Hingabe dem deutschen Volk an Kulturgütern geschenkt und gerettet, was alles sie für den Ruhm des deutschen Namens vor aller Welt getan habe.

So ungefähr stellt sich, in knappen Umrissen gezeichnet, Leben und Wirken dieser Frau dar, über deren Persönliches ich in einem zweiten Aufsatz auf Grund eigener Erlebnisse einiges erzählen möchte.

## II.

## Erlebnisse und Begegnungen mit Frau Cosima Wagner.

Vor mir liegen Briefe und Bilder: sie beschauend, in ihnen blättern, suche ich mir das Leibliche und geistige Wesen der einzigartigen Frau wieder lebendig zu machen. Wer sie beobachtet hat, wenn sie bei den abendlichen Empfängen im Hause Wahnfried ihre Gäste begrüßte, hoheitsvoll wie eine Fürstin, der hat ein ganz bestimmtes Erinnerungsbild mit sich genommen. Er mußte unweigerlich den Eindruck einer starken Intelligenz, einer überaus geistigen Gewandtheit, die es verstand, jedem das Seine zu geben und zu lassen und nicht nur etwa mit der erworbenen Gesellschaftskunst der Welt, sondern aus einer angeborenen Begabung heraus den Schüchternen zu gewinnen und den Selbstbewußten zu dämpfen. Wer ihr nicht wohl wollte, hatte es leicht, diese Umrisslinien zu verzerrern und von ihr und ihrer Umgebung ohne weiteres zu behaupten, sie habe Hofluft um sich verbreitet und nur im Zeremoniell sich wohl gefühlt.

Alle diejenigen aber, die ihr nahegetreten sind, nicht nur an solchen Abenden, wo Form und Höflichkeit maßgebend waren, gegenüber einer humorgemischten Menge wirklicher Freunde und neugieriger Zufalls Gäste — alle diejenigen, die das seltenere Glück hatten, im engsten Kreise mit ihr zusammen zu sein oder gar einmal den Ausnahmefall eines Gespräches unter vier Augen mit ihr zu erleben, die wissen ganz genau, daß diese kluge und sachliche Frau, dieser stärkste Verkörperung einer organisatorischen Kraft in weiblichem Körper, neben den geistigen Eigenschaften auch Vorzüge des Herzens besaß, die freilich wie alles Schöne sich nicht selbstgefällig an den Tag drängten. Man muß nur einmal die Künstler gesprochen haben, die unter der leise zwingenden Kraft ihrer Gestaltungskunst lernend und arbeitend und die nach mühevollen Stunden bis zum äußersten erschöpft, in einem Druck ihrer Hand, in einem freundlichen Wort den Ansporn zu neuer, noch größerer Leistung fanden.

Keine von ihnen hat dieses Doppelwesen lebendiger gekennzeichnet als Frau Anna Bahr-Mildenburg, die einem Abschnitt ihrer „Erinnerungen“ den Eindruck festzuhalten sucht, den sie als blutjunge Künstlerin beim ersten Zusammentreffen empfand. Bangend wartete sie, von Gustav Mahler nach Bayreuth empfohlen, in der dämmerigen Halle von Wahnfried. „Und dann teilte sich der Vorhang, es erschien eine hohe, schlauke Frau, von weichen

schwarzen Gewändern umflossen, die nachgiebig jeder leisen Regung ihrer geschmeidigen Gestalt folgten. Gleitend und körperlos war ihr Gang, und doch bestimmt und energisch, als sie nun auf mich zukam, und schon damals empfand ich das eigentümliche Zusammenwirken von unendlicher Weichheit und Weiblichkeit mit unheimlicher Kraft und Bestimmtheit in allen ihren Bewegungen, ja in ihrem ganzen Wesen. Eine zarte, fast gebrechliche Hand umschloß mit rührend kindlich dünnen Fingern die meine, aber tausendfachen Leben zuckte mir daraus entgegen, im Einklang mit den überaus beredten Augen, in denen so viel Platz nebeneinander hatte, die mich nun so gütig willkommen hießen, während sie doch zu gleicher Zeit abschätzend und sich erkundigend über mich hingingen, und auch auf ihrem blassen, schmalen Gesicht setzte sich dieses Doppelspiel fort. Seidiges, spinwebfeines, lockiges Haar in dichter schwerer Fülle über einer hohen, weißen, ungemein zart und reich durchzeichneten, fast männlichen Stirn, deren kraftvolle Linien sich in einer kühn gewölbten und dabei doch überaus schmalen und edlen Nase fortsetzten. Und so herb, ernst und abweisend die scharfgezeichneten dünnen Lippen sich auch manchmal aufeinander schloßen, so verraten sie dann doch auch wieder alle Herzenswärme dieser Frau, die einsam und groß über den Menschen steht, zu denen sie doch, wenn sie lächelt, wieder sich gütig herabzuneigen scheint. Welt und nah ist man ihr zugleich, wenn man mit ihr spricht. Was sie sagt, wie sie fragt, ist so, daß man gleich mitten in ihrem Interesse zu stehen glaubt, und doch hat man immer das Gefühl, als wären vor ihrer Seele Posten aufgestellt, die niemand nahekommen lassen. Sie weiß es meistens auf den ersten Blick, was ein Mensch gefragt sein will und — darf, steckt gleich die Grenzen ab und bleibt mit ihm auf seinem Gebiet. So mancher, der meinte, feistreich und mit Kenntnissen der Geschichte Wahnfrieds bis ins kleinste ausgerüstet sein zu müssen, der ließ sich bald erleichtert wieder auf seinem eigenen Grunde nieder, denn sie ist überall daheim, und ich habe sie sogar über Küche und Keller reden hören.“

In der Tat, die Weitspannung der geistigen Interessen dieser Frau war wohl das erstaunlichste, insofern ja schon allein die Beschränkung auf den Gedankenkreis und die Arbeitspflicht des Bayreuther Unternehmens mehr als ein gewöhnliches Menschenleben ausgefüllt hätte. Ich erinnere mich mit Vergnügen, mit welcher komischer Verzweiflung einer unserer größten Dirigenten den Vorzug genoss, nach stundenlangem Proben von Frau Wagner zu einem „Erholungs-spaziergang“ aufgefordert zu werden: im Nu konnte das Gespräch durch irgend einen Zufall auf ein ganz entlegenes geistiges Gebiet hinüberleiten, und in den meisten Fällen blieb dann eben nichts übrig, als das eigene Nichtwissen gegenüber der unheimlichen Beschlagenheit dieser Frau auf allen geistigen Gebieten zu bekennen. Wenn die stärksten Männer körperlich und geistig nach fünf- bis sechsstündiger Probenarbeit schwachmatt waren, schritt diese Frau in einer schier übermenschlichen Unermüdbarkeit über geistige Höhen, in die ihr nur Wenige zu folgen wußten. Sie, die schon in jungen Jahren Hebbels „Maria Magdalena“ ins Französische übertragen und für ihren ersten Gatten den Text zu einer Oper „Merlin“ geschrieben hatte, war in allen Literaturen zu Hause, kannte jeden Winkel der Kunstgeschichte, wußte Bescheid etwa in den entlegensten Vorgängen mittelitalienischer Stadtrepubliken, interessierte sich bis in ihre höchsten Greisentage für alle Vorgänge des politischen und kulturellen Lebens und ließ sich unausgesetzt aus Büchern, Zeitungen und Zeitschriften alles vorlesen, was geistige Anregung versprach. Als langjähriger literarischer Leiter einer weitverbreiteten Zeitung, die sie zu ihren ständigen Leserinnen zählen durfte, habe ich oft genug diese geistige Regsamkeit verspürt, die sich im Dank für einzelne mit Anerkennung gelesene Arbeiten oder im Hindeuten auf etwa geeignete Beiträge zu erkennen gab.

In passendster Weise äußerte sich selbstverständlich dieser unererschöpfliche Radiumgehalt eines rastlosen Geistes, wenn eine kleine Schar vertrauter Menschen sich um sie versammelte. So ist es mir lebendige Erinnerung, daß ich sie mehrfach aufsuchen durfte, als sie sich im Kreisstranzenhaus Dichterfelde bei Berlin der Obhut des damaligen Leiters, des ihr befreundeten Geheimrats Schweningner anvertraut hatte. Damals knüpfte ein persönliches Gespräch an allerhand hässliche Aufgaben an, die für die Bayreuther Aufführungen gestellt waren, um sich alsbald weiter zu spinnen auf alle möglichen Gebiete des künstlerischen Lebens. Ich werde nicht vergessen, mit welcher bereitwilligen Lebenswürdigkeit Frau Cosima Wagner z. B. auf die Reformversuche der Tanzkunst einging (wie sie vor allem durch Isidora Duncan verkörpert wurden), wobei sie mit intuitiver Sicherheit schon andeutete, wie nahe die Gefahr liege, daß alle diese Dinge von des Gedankens Blässe angekränkt würden und wir alsbald statt Tänzerinnen — Tanzprofessorinnen erleben würden, die mit ihren Beinen irgendeine Kunst- oder Weltanschauung „dozieren“ wollten. In jenen Wochen war es auch, daß ich einmal auf Veranlassung von Frau Wagner als Gast im Schweningnerischen Hause an einem Abendessen teilnahm, dem außerdem nur noch Frau Wagners Tochter Eva (die Gattin von H. S. Chamberlain) und der bekannte Publizist Friedrich Dernburg (der Vater des zeitweiligen deutschen Kolonialministers Dernburg) beizuhöhen. In regstem Zeitmaß war das Gespräch während des Essens dahingeflossen, bis sich dann in der behaglichen Stimmung des Mokkas und der Zigarre eine unwillkürliche Gipfelung ergab: Wir anderen schweigend und ließen abwechselnd Frau Wagner oder Geheimrat



Schweninger erzählen; dieser sprach von seinen Erlebnissen als Hausarzt Bismarcks, jene aber von ihrem Vater Franz Liszt. Ueberzeugend verstand sie es, den Zauber der am Klavier nachschaffenden Kunst Liszts aus seiner selbstschöpferischen Persönlichkeit zu erklären und damit auch für den Tonseher als solchen eine Lanze zu brechen. Es war wohl, wenn ich mich recht entsinne, Max Klingers Büste ihres Vaters, von der sie meinte, sie sei zwar „die unähnlichste, aber beste“, die es gäbe, denn in ihr schien ihr sein schöpferischer Genius am zwingendsten zum Ausdruck gelangt.

Wieder war es ein künstlerisches Heim, in dem ich einige Jahre später ihr in gesellschaftlichem Verkehr begegnen sollte. Das war in Magdeburg im Herbst des Jahres 1906, kurz vor der schweren Erkrankung, die sie dann für immer in die Zurückgezogenheit ihrer Familie verbannte. Sie war zu nahen Freunden gekommen, um ein Opernwerk ihres Sohnes am Magdeburger Stadttheater anzuhören. Jede freie Stunde benützte sie, um sich in „unseres Herrgotts Kanzlei“, der alten erinnerungsreichen Stadt, umzusehen. Stundenlang wanderte sie mit uns durch den Dom, den sie ganz besonders in ihr Herz geschlossen hatte. Und wie sie in allem, was sie anfaßte, sachlich und gründlich war, so auch hier. Aus der Chronik des Vulpius vom Jahre 1705 ließ sie sich alles vorlesen, was sich auf Otto von Guericke, den Erfinder und Bürgermeister von Magdeburg, bezog, alle Andenken in ihr im Museum betrachtete sie eingehend, und als wir (so erzählt Frau Margarete Strauß, ihre damalige Gastgeberin) die Stelle vorlasen, in der Vulpius anschaulich schildert, wie Luther in der Johannis-Kirche gesprochen und wie die Kirche zu klein für die Hörer war, da mußten wir sie wiederholen. So wirkte alles Große und Starke auf ihre Seele, woher immer es kommen mochte.

\*

Wieder blättere ich in den zahlreichen Briefen beruflicher und persönlicher Art, die ich im Laufe der Jahre von ihr erhalten habe. Immer wieder grüßen mich die wohlvertrauten Handschriften ihrer Töchter, Daniela Rhode, Gräfin Gravina und Eva Chamberlain, denen sie ihre Schreiben in die Hand diktierte; zwischendurch ist es auch die Handschrift eines Sekretärs, aber stets blicke ich am Ende mit unverhohlener Nüchternheit auf die zarten Schriftzüge der Greisinnenhand, vor allem auf den weit ausholenden Anfangsbuchstaben ihres Vornamens, in dem man etwas von den feierlich-großen Bewegungen wiederzuerkennen glaubt, die sie ihren Künstlerinnen, ihren Bräutigamen und Kindern einzuflößen mußte. Es ist jetzt noch nicht an der Zeit, auf den Inhalt dieser Briefe näher einzugehen oder Einzelheiten daraus mitzuteilen. Es mag genügen, wenn ich andeute, daß es eigentlich immer wieder die heiligste Sache ihres Lebens mit all ihren Auswirkungen war, die da zur Sprache kam: so u. a. ihre Stellung-

nahme zum Münchener Prinzregenten-Theater, ihr Eingreifen in die „Parisier“-Angelegenheit und nicht zuletzt ihre mütterliche Freude an dem künstlerischen Schaffen ihres Sohnes. Nie wußte sie wärmere Töne zu finden, als wenn sie sich zum Dank verpflichtet fühlte für irgend ein Wort des Verständnisses dafür, daß Siegfried Wagner nicht nur Sohn seines großen Vaters, nicht nur Erbe von Bayreuth, sondern auch selbstschaffende Persönlichkeit sein wolle.

Für sich selbst wollte und begehrte diese Frau nichts mehr. Nie habe ich das lebhafter empfunden, als in jenen Herbsttagen des Jahres 1902, da mir ein glücklicher Zufall die erste Veröffentlichung der Briefe Richard Wagners an seine Schwester Klara Wolfram ermöglichte. Der erste und wichtigste dieser Briefe brachte der Welt die erste genauere Kunde über das tragische Wesendonck-Duell. Im Kampfe persönlicher Verbundenheit und publizistischer Pflicht hatte ich letztere liegen lassen, dessen wohlbewußt, daß nun der Freundschaft eine harte Probe gestellt sei. Wenn ich die damals gewechselten Telegramme und Briefe durchlese, muß ich immer wieder bewundern, wie stark der Wille zur Sache bei dieser Frau alles Persönliche zu bestimmen wußte. Nichts von Verärgerung oder kleinlicher Gefränktheit; aber unbegreiflich der Wunsch, neben dem Anrecht der Familie auch das persönliche Empfinden beachtet zu sehen. — Dieses aber nicht in dem Sinne einer eigenen Beherrschung, sondern ganz im Gegenteil einer gänzlichen Zurückstellung des Persönlichen. In der weiteren Veröffentlichung dieser Briefe Wagners an seine Schwester habe ich um einige Briefstellen mit ihr fast satzweise gerungen, so unter anderem in dem Brief, in welchem Wagner im Herbst 1869 seiner Schwester die nun vollzogene Vermählung mit Frau Cosima mitteilt. Unter keinen Umständen sollte es mir damals gestattet sein, einen Absatz mit anzunehmen, der sich auf sie selbst bezog. Erst später wurde er in dem Bande der Familienbriefe mit aufgenommen.

Ich glaube, diese Erinnerungen nicht besser abschließen zu können, als gerade mit dieser Briefstelle, an welcher Wagner aus dem Empfinden des Augenblicks heraus etwas ausspricht, was allgemeine Gültigkeit haben dürfte. Er sagt da, nachdem er die Schwester gebeten, ihm und seiner Frau die Liebe zu erhalten: „Was sich seit Jahren, auf unseren endlich zu befestigenden Bund vorbereitend, zwischen uns erlebte, darüber waren keine Erklärungen abzugeben: eine Hingebung und Selbstaufopferung ohne Beispiel konnte und durfte von der Welt aufgeschaut werden, wie sie das gewohnt ist zu tun; wir hatten dafür zu sorgen, daß wenigstens die freundlich Gestunten dereinst erfuhren, was hier errettet und erhalten worden war. Die Zeit ist nun glücklicherweise da, wo sich jeder davon überzeugen kann!“

## Hermann Burte / Prometheus spricht.

Prolog für die Jahrhundertfeier der Technischen Hochschule Friedericiana zu Karlsruhe.

Ger alles kam und erlegte den hackenden Geier Kronions:  
Frei, von den Fesseln erlöst, stieg ich hinab an das Meer.  
Kühlte die brennenden Augen und wusch die ewige Wunde  
Und ich wurde getrost, als ich die Menschen ersah,  
Menschen, mir Freunde von je: sie kamen mit Fackeln im Reigen  
Lieder sangen sie mir, hießen mich Heiland und Herrn.  
Und ich ließ da mein Habern und neibete nimmer dem Vltzer  
Seinen erschlichenen Thron, seine erklistete Lust!  
Wenn ich die Menschen ersah, von meinen Funken befeuert,  
Denken das rollende Rad, steuern das segelnde Schiff,  
Heben mit Winden die Last und wölben den luftigen Bogen,  
Bilden in Künften und Tied noch einmal reiner die Welt!  
Ja, dem olympischen Herrscher die zuckenden Witze entwenden,  
Ströme verwandeln in Licht, Stoff in bewegende Kraft!  
Menschen taten dies alles als meine gelehrigen Schüler,  
Litten und kämpften wie ich gegen den Zwang und die Nacht.  
Schufen die Kruste der Erde zum wohlthätigen blühenden Garten,  
Beugten die wilde Natur friedlich und freundlich zum Dienst.  
Ningsum schwankt nun und reißt die Ernte des himmlischen Samens,  
den ich raubte dem Zeus und in die Menschen gesät.  
Und ich staunte in Lust, wenn über den herrlichen Werken  
Ragte, er selber sein Werk, schaffend der denkende Mann.  
Nicht mehr in ängstlichen Schaudern hinabgekarert als Dpfer,  
Nimmer in fallendem Fleh'n schlug er die wissende Stirn,  
Nicht mit verbundenen Augen betrat er die heilige Schwelle,  
Kämpfend im rieselnden Licht hob sich sein Haupt in die Welt.  
Arbeit machte ihn groß, geduldiges Dienen im Zeuge,  
Arbeit machte ihn gut, gab ihm Gewissen und Kraft,

Arbeit machte ihn kühn, dem aufgeblühten Gedanken  
Nachsprang der tastende Fuß, nachschuf die blühende Hand.  
Und indem er getreulich das himmlische Feuer vererbte  
Und seine steigende Blut schenkte dem heischenden Sohn,  
Und im Reigen des Feuers ein Feder die Fackel dem Andern  
Gab in die greifende Hand, losch das gereinigte nie,  
Sondern erhöht und verheldet, gestaltet nach göttlichem Bilde,  
Hob sich der Mann aus dem Staub, bog sich aus Wolken  
der Gott!  
Bis um die irdischen Schläfen die Roden des Himmlischen wallten,  
Und auf die furchige Stirn sank der ätherische Kuß!  
Und die Gottheit, erschittert, sich ihrer Geschöpfe erbarmte,  
Niederstieg und als Mensch ging ihre Wege der Dual.  
Solches erlebte Prometheus: Im Kampf der Giganten und Götter  
Siegt weder Niese noch Gott, sondern der blühende Mensch.  
Ueber die Räume und Zeiten, Geschlechter empfindend wie Pulse,  
Stößt er den Stollen des Lichts in das Gebirge der Nacht.  
Und ich erstaune in Lust: ich sehe den geistigen Reigen,  
Den ein Jahrhundertlang Ihr, Meister und Schüler, mir  
schlingt.  
Fliegend von Scheitel zu Scheitel springt über die himmlische  
Flamme,  
Blühen Gedanke und Tat, wächst aus dem Menschen das Werk,  
Wachsen aus Werken die Menschen und reichen von höheren Stufen  
Immer dem Suchenden dar, was ihn erleuchtend erhebt:  
Immer strebt ja der Mensch: von jeder erklimmenen Sprosse  
Schaut nach der höchsten sein Blick, fast nach der nächsten die  
Hand!